

dtv

Reihe Hanser

Janina David

Ein Stück Himmel

Ein Stück Erde • Ein Stück Fremde

Aus dem Englischen von
Gertrud Baruch
und
Hannelore Neves

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reihehanser.de

Originalausgabe
In neuer Rechtschreibung
Dezember 2009
2. Auflage April 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Titel der Originalausgaben:

- ›A Square of Sky. The Recollection of a Childhood‹
(Deutsch von Hannelore Neves)
- ›A Touch of Earth. A Wartime Childhood‹
(Deutsch von Hannelore Neves)
- ›Light over the Water‹
(Deutsch von Gertrud Baruch)

© 1981/1982/1983 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München

Vorwort: aus dem Englischen von Christa Broermann
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung eines
Fotos aus dem Privatbesitz der Autorin

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62442-8

Leise verhüllte Dämm'ung die Welt,
bedeckt sie mit Schatten.
In den Blättern der raschelnde Wind
weht Wundervolles herbei.
Er bringt der Kindheit goldenen Traum,
verzauberte Märchen,
einst Paradiesgarten mir,
der nun ist verschlossen.
Dort auf dem gläsernen Berg
im goldenen Schloß schläft die Prinzessin.
Drüben, wo die drei Drachen schnarchen,
entspringt das Wasser des Lebens,
und im Häuschen am Wiesenrain lebte die Hexe,
deren Stiefkind der König befreit.
Der alte Zauberer spann hier
die Geschichte vom Wundervogel.
Und in der Dämm'ung, die leise die Welt verhüllt,
kommt der Sandmann, mir die Augen zu schließen,
wächst sanft der Schmerz mir im Herzen,
unsäglicher Kummer.
Leb wohl, mein erträumtes Land,
der Kindheit verzauberter Traum!

Janina David, 1942

Vorwort

Am Ende meines ersten Oberstufenjahres auf dem Gymnasium fragte unsere Polnischlehrerin jeden von uns, was wir nach der Schulzeit vorhätten. Als ich an die Reihe kam, stand meine Antwort längst fest: »Ich will Schriftstellerin werden«, sagte ich. Die Lehrerin blickte mich verächtlich an: »Um eine gute Schriftstellerin zu werden, genügt es nicht, die Grammatik zu beherrschen und einen flüssigen Stil zu schreiben«, erklärte sie der Klasse – was ich als Anspielung auf die Aufsätze verstand, die ich über die zunehmend exzentrischen Themen schrieb, die sie uns stellte. »Um Schriftstellerin zu werden«, fuhr sie fort, »muss man zuerst einmal Lebenserfahrung erworben haben. Man muss gelebt haben! Und du«, sagte sie, wandte sich mir zu und hob die Stimme, »was hast du denn vom Leben gesehen?«

Beschämt sank ich auf meinen Stuhl. Sie hatte natürlich recht. Was hatte ich schon erlebt? »Gelebt haben« bedeutete sicher, dass man große Abenteuer bestanden hatte: man musste mit einer Kamelkarawane die Sahara durchquert haben, mit einem Kajak den Amazonas hinuntergefahren sein – und natürlich der Liebe begegnet sein. Einer großen, schicksalhaften Liebe mit dem unabdingbaren glücklichen Ende ... Nichts davon war bisher in meinem Leben vorgekommen oder in Zukunft zu er-

warten. Die Grenzen meines Landes waren mit einem eisernen Vorhang abgeriegelt. Es war das Jahr 1946. Wir hatten alle gerade einen Krieg durchgestanden.

Rund zwölf Jahre später saß ich in meinem Zimmer in London, betrachtete die kahlen winterlichen Bäume in einem tristen Vorortgarten und dachte an jenen letzten Schultag zurück, an den Weg, den ich inzwischen zurückgelegt hatte, und fragte mich, wie es kam, dass ich hier gelandet war.

Nach zehn Jahren in Australien und sechs hektischen Monaten in Paris, in denen ich darauf brannte, mich in die Arbeit zu stürzen und mein Können unter Beweis zu stellen, fand ich mich zu meiner Überraschung in England. Die Begeisterung, die ich als frischgebackene Sozialarbeiterin mitgebracht hatte, erstarb in der frostigen Realität der französischen Bürokratie, die sich weigerte, meinen australischen Abschluss anzuerkennen. Nach einem vergeblichen Kampf trieb mich schließlich die Notwendigkeit, meinen Unterhalt zu verdienen, nach England.

London war Ende der 1950er-Jahre eine düstere, feuchte und freudlose Stadt. Noch immer sah man die Spuren des Krieges, denn in den ordentlichen Häuserreihen klafften unerwartete Lücken, die Docks waren weitgehend zerstört, und das Stadtbild wirkte insgesamt ziemlich schäbig.

Die Lebensmittelrationierung war vorbei, aber die Auswahl in den Geschäften war noch gering und die Menschen waren erschöpft. Waren die vorherrschenden Farben in Paris schimmerndes Cremeweiß, Grau und Blau mit Streifen von Grün und Tupfen von leuchtendem Rot – eine impressionistische Farbpalette –, war London ziegelrot und schwarz. Der allgegenwärtige Ruß, den Tausende von Kaminen ausstießen, überzog jede Fläche im Freien,

hing in der Luft und drang sogar in die Haut ein. In jenem ersten Winter nach meiner Ankunft legte sich noch ab und zu der berüchtigte Smog über die Stadt. An solchen Tagen durften wir früher mit der Arbeit aufhören, damit wir noch die Chance hatten, nach Hause zu finden.

Meine weißen Blusen wurden im Handumdrehen grau. »Das kriegen Sie nie mehr raus«, erklärte mir meine Vermieterin. »Weiß ist keine gute Farbe für London.« Sie hatte recht. Die Farbe für London war Grau.

Das Krankenhaus, das mich als jüngstes Mitglied in die Abteilung für Sozialarbeit aufnahm, war in viktorianischer Zeit ein Arbeitshaus gewesen, und das sah man ihm immer noch deutlich an. Es hatte endlose Korridore mit Zementfußböden, war in deprimierendem, fadem Grün gestrichen, hatte lange Krankensäle mit doppelten Bettenreihen, die so gut wie keine Privatsphäre ermöglichten, streng geregelte Besuchszeiten – und Ameisen. Argentinische Ameisen gediehen prächtig in Nestern tief unter den Warmwasserleitungen, und die winzigen Insekten krabbelten scharenweise über Böden, Möbel und gelegentlich auch Patienten. Wir fanden sie an den erstaunlichsten Stellen, bis hin zu den versiegelten Dosen mit Süßigkeiten, die am Kiosk des Krankenhauses verkauft wurden. Regelmäßig erschienen schweigsame Männer in Overalls und stellten Schälchen mit einem giftigen Mittel auf, das angeblich das Ungeziefer vernichten sollte. Aber die Ameisen machten einen Bogen um die Versuchung und gediehen munter weiter.

So hatte ich mir meine Arbeit nicht vorgestellt, damals in Melbourne, in den hellen, sonnendurchfluteten Stationen der Krankenhäuser, in die ich während des Studiums als Praktikantin geschickt wurde. Ich wollte die finanziel-

len und familiären Probleme der Patienten lösen, ihnen Schwierigkeiten meistern helfen, die aus ihrer Krankheit und nötig gewordenen Veränderungen ihrer Lebensweise erwachsen, und tiefschürfende psychologische Analysen verfassen – meine Zukunft lag wohlgeordnet vor meinem inneren Auge und bestand darin, dass ich Chaos in Ordnung verwandelte und Konflikte mit weisen Worten aus der Welt schaffte.

Die Wirklichkeit im trüben Licht einer Londoner Station sah ganz anders aus. Dank des *National Health Service* brauchte sich niemand Sorgen um die Kosten seiner Behandlung zu machen. Zudem waren meine Patienten nur selten bereit, sich zu öffnen und über ihre Schwierigkeiten zu sprechen, und zwar meist, weil sie zu krank waren, um überhaupt zu reden, oder weil sie gar nicht mehr wussten, wer sie waren.

Mir als Neuling in der Abteilung hatte man die Stationen gegeben, die meine Kolleginnen unbedingt loswerden wollten, daher die Anhäufung entmutigender Aufgaben. Zum Ausgleich dafür, und vielleicht auch als Wiedergutmachung, nahmen mich die anderen mit offenen Armen auf und erwiesen sich als warmherziges, hilfreiches Trio: eine strenge Engländerin, eine grüblerische Waliserin, die zu Anfällen von Schwermut neigte, und eine quicklebendige Irin, mit der ich noch lange eng befreundet war, auch als wir beide schon nicht mehr dort arbeiteten.

Diese drei hatten das Zimmer für mich gesucht, in dem ich wohnte, und planten mit sanftem Nachdruck mein Freizeitprogramm, das sie mit Abendkursen, Theaterbesuchen und Ausflügen zu Kunstausstellungen füllten.

Als ich an einem Winterabend in jenem kalten kleinen Zimmer saß, kehrte wieder und wieder eine bohrende Frage zurück: Wie kam es, dass ich hier war? Warum –

nach so viel harter Arbeit und hochfliegenden Hoffnungen – war ich in dieser düsteren Stadt gelandet und lebte in einem einzigen Zimmer mit einem primitiven elektrischen Ofen mit nur einer Heizröhre, einer schwerhörigen – wenn auch freundlichen – Vermieterin und ihrer schielenden Katze? Wieso arbeitete ich in einem Krankenhaus, in dem sich Charles Dickens zu Hause gefühlt hätte?

Was hatte ich falsch gemacht? Irgendwo auf dem Weg musste mir ein Fehler unterlaufen sein, musste ich eine falsche Abzweigung genommen haben, die mich in diese Sackgasse geführt hatte. Es war niemand da, der mir eine Antwort hätte geben können. Ich war meinen Weg gegangen, zuversichtlich, dass es der richtige war, entgegen allen Ratschlägen. Ich hatte eine gute, dauerhafte Arbeit in der Fabrik aufgegeben, war im reifen Alter von zwanzig Jahren an die Schule zurückgekehrt, hatte das Unmögliche angestrebt und es auch erreicht. Nur jetzt schien es nicht mehr nach Plan zu laufen.

Vielleicht kam ich darauf, wenn ich zurückblickte, mein Leben sorgfältig erforschte, wie es ein Analytiker tun würde – ich musste streng mit mir sein, aber schließlich würde es ja nie jemand sehen, niemand davon erfahren. Ich wollte versuchen, alles aufzuschreiben, was mir von meinem Leben noch in Erinnerung war, ganz vorn anfangen, zurückgehen, so weit ich konnte, bis in meine früheste Kindheit und darüber hinaus, bis zu meinen Eltern, der Familie, der Stadt, dem Land, Schritt für Schritt. Es würde Zeit kosten, aber die hatte ich ja jetzt reichlich, nachdem die Abendkurse zu Ende waren.

Langsam, nach Belieben mal diese, mal jene Szene aus den verschiedenen Phasen meiner Kindheit in Kalisch herauspickend, begann ich zu schreiben.

Es wurde Sommer und im Garten des düsteren alten Krankenhauses erblühten herrliche Rosen in Hülle und Fülle. Meine Überraschung und mein Entzücken hätten mich beinahe dazu bewogen, noch ein weiteres Jahr zu bleiben. Aber die Aussicht auf einen zweiten Winter auf diesen deprimierenden Stationen überforderte mich. Ich zog in ein großes, modernes Haus in einer von Bäumen beschatteten Allee um und wechselte in eine große Abteilung für Sozialarbeit an einem führenden Lehrkrankenhaus. Jetzt hatte ich keine sterbenskranken Patienten mehr. Vielmehr standen die meisten von ihnen kurz vor der Entbindung. Zum Glück sind Todesfälle auf einer Entbindungsstation eher selten, und jedes neue Leben bringt seinen eigenen Teil an Glück und Hoffnung mit. Außer den medizinischen landeten alle Probleme, die die Patienten hatten, bei mir. Das eröffnete mir eine ganz neue Welt von Beziehungen, Liebesgeschichten und Verrat, herzerreißendem Kummer und Familienstreitigkeiten, die mir unerwartete Einblicke in das Leben anderer Menschen gewährte.

Der Plan, mein eigenes Leben unter die Lupe zu nehmen, wurde beiseitegelegt. Die Gegenwart füllte mich völlig aus.

Erst Monate später fiel mir bei der Suche nach alten Briefen ein Bündel loser Blätter in die Hand, und ich setzte mich hin und las bis spät in die Nacht.

Stimmte das alles? Hatte es wirklich ein solches Haus, eine solche Familie gegeben; war ich dieses Kind? Oder war das reine Fantasie? Von meiner ersten Grundschulklasse mit 35 Jungen und Mädchen hatte außer mir nur eine Mitschülerin den Krieg überlebt. Von meiner Familie war nur ein Onkel, der jüngere Bruder meiner Mutter, in unsere Stadt zurückgekehrt.

Ein zwingendes Bedürfnis, mehr herauszufinden und alles über meine Familie zu erfahren, überfiel mich. Es muss-

te noch Menschen geben, die sich erinnerten, die mir bestätigen konnten, dass das, was ich aufgeschrieben hatte, wirklich so gewesen war. Dass ich mir nicht alles nur eingebildet hatte.

Ich gab meine Stelle auf, packte einen Koffer mit Waschpulver, Nescafé in Dosen und genügend Netzstrumpfhosen, um eine ganze Ballettruppe auszustatten, und nahm einen Zug nach Warschau.

Als ich schließlich nach einem Besuch bei meinen alten Schulfreundinnen in der Hauptstadt in meiner Heimatstadt ankam, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Ich wurde eingeladen, in einem Café eine alte Freundin zu treffen. Als ich eintrat, erhob sich ein ganzer Schwung Menschen von den Tischchen mit den Marmorplatten und kam mit ausgestreckten Armen auf mich zu. Die nächsten paar Stunden saß ich da, trank schwarzen Kaffee, aß Cremetorte und hörte den älteren Damen und Herren zu, die früher meine Eltern gekannt hatten, mit ihnen zur Schule gegangen waren, mit meinem Vater zusammengearbeitet oder einst in ebendiesem Café gemeinsam mit meiner Mutter Tee getrunken hatten. Und die sich auch an mich als Kind erinnerten. Später ging ich an einem Blumengeschäft vorbei, dessen Besitzer früher bei uns im Haus gewohnt hatten, und ging hinein, neugierig, wie sie reagieren würden. Als ich dastand und nach Worten suchte, brach die alte Frau hinter dem Ladentisch plötzlich in Tränen aus und schlang die Arme um mich. Hinter ihr stand ihr Mann wie angewurzelt da und sagte nur immer wieder: »Ich war 1920 beim Militär im selben Zug wie dein Papa . . . ich war im Krieg mit deinem Papa zusammen . . .« Im letzten Krieg hatte dasselbe Ehepaar meinem Onkel Lebensmittelpakete in sein deutsches Kriegsgefangenenlager für Offiziere geschickt und ihn

wie ein Mitglied der eigenen Familie empfangen, als er zurückkam und feststellte, dass außer mir niemand überlebt hatte.

Schließlich ging ich zu unserem Haus. Fremde wohnten darin. Schon 1945 hatte ich einmal vor der Tür gestanden, aber damals verließ mich der Mut und ich rannte weg. Jetzt ging ich nach oben und läutete. Eine Frau öffnete mir und ließ mich herein. Ich saß zwischen den fremden Möbeln und starrte auf den Fußboden – denselben bestimmt – und die Vergangenheit kam zurückgeflutet, und ich wusste auf einmal, warum ich gekommen war. Ich ging durch die Wohnung und suchte nach Dingen, an die ich mich erinnerte. Ich blickte aus dem Fenster meines ehemaligen Kinderzimmers, und meine Augen wurden von derselben Aussicht empfangen, die sich mir an jedem Morgen meiner Kindheit geboten hatte: der alte katholische Friedhof auf dem Hügel gegenüber. Den »geheimnisvollen Garten der Toten«, wie ich ihn nannte, ohne eine Verbindung zwischen den Lebenden und den Verstorbenen herzustellen. Allein geblieben küsste ich den weinroten Keramikofen, der, solange ich denken konnte, in der Ecke meines Kinderzimmers gestanden hatte, berührte den Türrahmen, dankte der Frau und ging wieder.

Die jüdische Grundschule, die ich von meinem siebten bis neunten Lebensjahr besucht hatte, war jetzt in Wohnungen unterteilt. Niemand dort wusste mehr, dass hier einmal eine Schule gewesen war. Keiner der Schüler war zurückgekommen.

Ich suchte Zuflucht im Park, einstmals der Stolz unserer Stadt, jetzt matschig und vernachlässigt, mit zerbrochenen Gewächshäusern und toten Bäumen zwischen den lebenden. Es gab keine Schwäne auf dem Teich, auf dem wir im Winter zu den Klängen von Wiener Walzern Schlittschuh gelaufen waren. Die Pfauen, Fasane und zahllosen

Kleintiere, die früher die grünen, schattigen Wege bevölkert hatten, waren nirgendwo zu sehen. Ich ging weg, traurig, aber in dem sicheren Wissen, dass die Vergangenheit noch lebendig, noch da war. Und alles war genauso gewesen, wie ich es in Erinnerung hatte.

Der Winter rückte näher, und als alles verkauft war, was ich mitgebracht hatte, einschließlich meiner Kleider, war es Zeit zurückzufahren. Die Aussicht auf einen kalten Winter in London war wenig verlockend. Ich nistete mich in der Pariser Wohnung meines Onkels ein und machte mich noch einmal vergeblich auf die Suche nach einer geeigneten Stelle. Wenn ich nicht auf der Jagd nach einem Job unterwegs war, saß ich in Decken gehüllt und mit den Füßen auf einer Wärmflasche da, weil in jenem außergewöhnlich kalten Winter die Leitungen eingefroren und geborsten waren, und schrieb.

Ich versuchte jedoch nicht mehr herauszufinden, was ich bei meiner Planung falsch gemacht hatte. Vielmehr kristallisierte sich aus diesen locker aneinandergereihten Notizen das Bild einer verlorenen Welt heraus. Ich schrieb über meine Eltern, die Großeltern, Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen, Schulfreundinnen, das Warschauer Ghetto und alles, was danach kam. Stimmen riefen mich aus der Tiefe meines Gedächtnisses an und forderten ihr Leben zurück. Jeder Einzelne hatte sein eigenes Potenzial von Glück und Hoffnung, Talenten und unbegrenzten Möglichkeiten mit auf die Welt gebracht. Jeder war ein Glied in der langen Kette, die aus der Vergangenheit in die unbekanntes Zukunft reichte.

Die unerfüllten Bestimmungen forderten Würdigung und Wiedergutmachung. Wenn ich ihre Geschichten erzählen, sie bekannt machen konnte, ich, die einzige Zeugin ihrer Existenz, dann bekamen sie eine zweite Chance.

Für die Zeit, die jemand braucht, um eine Geschichte zu lesen, über sie nachzudenken und sich an sie zu erinnern, würden sie lebendig sein.

Als ich nach London zurückkehrte, war mein Manuskript fertig. Ein weiteres Jahr verging, ehe ich mein Bündel loser Blätter wieder einmal zur Hand nahm, sie durchlas und dachte, sie könnten vielleicht auch für andere interessant sein. Ich schickte sie an ein Schreibbüro.

Bald darauf erhielt ich das Manuskript sauber getippt zurück, begleitet von einem Brief: Die Angestellten des Büros hatten den Text alle gelesen, ihn sehr interessant gefunden und wünschten mir viel Glück bei der Suche nach einem Verlag.

Dieser unerwartete Kommentar machte mir so viel Mut, dass ich eine Abschrift an die Reihe *New Authors* bei Hutchinson schickte. Zur Begründung sagte ich mir, dass die Lektoren, wenn sie so viel mit jungen Autoren zu tun hatten, an literarische Erstversuche gewöhnt waren. Vielleicht würde ein freundlicher und verständnisvoller Mensch meinen Text die obligatorischen sechs Monate behalten und ihn mir dann mit ein paar klugen Ratschlägen zurückschicken. Dann würde ich ihn tief in einer Schublade vergraben und keiner Menschenseele je etwas davon verraten.

Ehe ich meine neue Stelle als leitende Sozialarbeiterin in einem großen Vorortkrankenhaus antrat, weit außerhalb des Zentrums von London, kehrte ich für die Osterferien nach Paris zurück. Als ich wiederkam, erwartete mich ein Brief. Der Herausgeber der *New Authors* wollte mich sehen. Dringend.

Da es auf Mitternacht zugeht, als ich nach Hause kam und den Brief öffnete, schlief das ganze Haus schon. Nur mit großer Mühe schaffte ich es, nicht alle aufzuwecken

und ihnen meine Neuigkeit zu erzählen. Am nächsten Tag wartete ich bis Mittag, ehe ich im Verlag anrief, weil ich glaubte, dass dort niemand frühmorgens zu arbeiten anfing. Noch am gleichen Nachmittag traf ich mich mit dem Herausgeber der Reihe *New Authors*, der sich als genauso freundlich und verständnisvoll erwies, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Innerhalb von zehn Tagen hatten wir einen Vertrag unterschrieben und ich arbeitete an »Ein Stück Erde«.

Ich schlug das Tagebuch wieder auf, das ich im Sommer 1943 begonnen hatte, als ich mit dreizehn Jahren unter falschem Namen und mit falschen Papieren in einem katholischen Kloster gelandet war. Von da an musste ich bis zur Ankunft der sowjetischen Armee im Winter 1945 behaupten, ich sei katholisch.

Da ich mich damals niemandem anvertrauen konnte, schrieb ich meine täglichen Erlebnisse in einer Geheimschrift nieder, die ich für meine gefährlichsten Gedanken erfunden hatte. Als ich die dicht gefüllten Seiten las – Papier war in den Kriegsjahren rar –, tauchte ich wieder in die geordnete Abfolge täglicher Gebete und Gottesdienste, der Heiligengedenktage und Feiertage ein und erinnerte mich an das allmähliche Eingewöhnen in eine Gruppe von Kindern, die überwiegend Waisen waren und kein Leben außerhalb des Heims kannten. Ein Gefühl ständiger Bedrohung, die über uns allen hing, ganz besonders über denen, die wie ich Jüdinnen waren, quoll mir aus jenen Seiten entgegen wie eine Wolke, die einem den Atem verschlägt.

Da war der Aufstand im Ghetto, der mir die Eltern nahm, der Warschauer Aufstand des folgenden Jahres, der mit der Zerstörung der ganzen Stadt endete, unser Auszug aus der brennenden Stadt, das Überrolltwerden von

der sowjetischen Front, meine Rückkehr nach Kalisch, wo ich mit fünfzehn Jahren allein dastand; alles wurde wieder lebendig in den eng beschriebenen Seiten, vermischt mit jugendlichen Ausbrüchen von Respektlosigkeit, plötzlichen Anfällen unerklärlicher Freude und Wut und vor allem mit tiefer Verzweiflung.

»Ein Stück Erde« endet im Sommer 1946, kurz nachdem mir unsere Lehrerin erklärt hatte, man müsse erst gelebt haben, ehe man Schriftstellerin werden könne. Und was ich denn schon vom Leben gesehen hätte?

Im November desselben Jahres saß ich zusammen mit vielen anderen Jugendlichen etwa gleichen Alters in einem Zug – einem Viehwaggon – und war unterwegs nach Frankreich.

Die Organisation, die uns ins Ausland brachte – illegal, wie sich später herausstellte, mithilfe einer Sammelausreisegenehmigung, die für einen früheren Transport ausgestellt und verwendet worden war und die noch mindestens ein weiteres Mal benutzt werden sollte –, wollte uns alle versteckt halten, bis man uns aus dem Land schmuggeln und nach Palästina schicken konnte, das damals von den Engländern blockiert wurde. Aber dort herrschte Krieg, und ich wollte nicht noch einmal einen Krieg durchstehen müssen. In Paris lebten einige entfernte Verwandte, Vettern meiner Mutter, und bei ihnen wollte ich bleiben. Die Organisation weigerte sich jedoch, jemanden von uns gehen zu lassen. Daher brannte ich bei unserer ersten Fahrt nach Paris durch: an einer Haltestelle der Metro sprang ich, kurz bevor sich die Türen wieder schlossen, aus dem Wagen und stand bald darauf ohne Ausweis, sonstige Papiere und Gepäck, mit nichts als den Kleidern, die ich am Leib trug, bei meinen Verwandten vor der Tür.

»Sans papiers« zu leben erwies sich bald als unhaltbar, sodass ich schließlich bei der örtlichen Präfektur vorsprach und den langen Weg der Legalisierung meines Daseins antrat. Ich verständigte mich mithilfe eines Dolmetschers und beschrieb den Weg, den ich ohne Pass und Fahrkarte nach Frankreich genommen hatte, wobei ich es sorgfältig vermied, die 399 anderen Jugendlichen zu erwähnen, die mit mir zusammen gereist waren. Nach mehreren Vorladungen, bei denen man mich unter anderem gemessen und gewogen und meine Fingerabdrücke genommen hatte, erhob sich der strenge Beamte, der mich befragt hatte, von seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch: »Die französische Republik erteilt dir die Erlaubnis, unbestimmt in Frankreich zu bleiben«, erklärte er mir feierlich, dann tätschelte er mir die Wange und sagte in verändertem Ton: »Aber tu es nie wieder...«

Erleichtert versprach ich ihm, mich fortan an das Gesetz zu halten.

In dem internationalen Kinderheim, in das ich später kam, waren wir eine bunt gemischte Schar ungebärdiger Teenager aus ganz Europa und noch darüber hinaus – angefangen bei einem Waisenhaus in Usbekistan bis hin zu einem Flüchtlingslager in Spanien –, und wir versuchten alle, mit unserer Vergangenheit fertig zu werden, und sahen einer ungewissen Zukunft entgegen.

Paris war in jenen Nachkriegsjahren eine Stadt der Kälte und des Hungers. Lebensmittel und Heizmaterial waren knapp und die Winter streng. Trotzdem offenbarte es mir ein Leben, auf das ich in keiner Weise gefasst war. Ein ganzes Universum der Musik, der Kunst, der architektonischen Schönheit und Harmonie, eine Welt der Farben und Klänge tat sich mir auf und – sobald ich die Sprache verstehen lernte – auch eine Literatur, die schon

für sich genommen das Tor zu einer anderen Welt öffnet. Ich hoffte von ganzem Herzen, dort bleiben zu können, aber das Heim konnte uns nur bis zu unserem achtzehnten Geburtstag behalten. Ohne eine Unterkunft und ohne Recht auf legale Arbeit – hier zeichnete sich ein Muster ab, das ich erst später richtig wahrnahm – drohte eine weitere Reise.

Eine Woche vor meinem achtzehnten Geburtstag ging ich an Bord eines alten ehemaligen Militärschiffs, das nun unter ägyptischer Flagge fuhr und Emigranten nach Australien brachte.

Fünf Wochen mussten wir im Laderaum ausharren, zusammengepfercht mit Hunderten von Fremden, wir schliefen in Kojen und hielten uns tagsüber dicht gedrängt an Deck auf. Wir überstanden eine Reihe kleinerer und größerer Katastrophen: Bald nach Beginn der Reise ging uns das Trinkwasser aus, im Roten Meer gab es ein Feuer an Bord, kurz vor Ceylon kam es im Maschinenraum zu einer Explosion. Wir wurden nach Colombo geschleppt und mussten, während das Schiff repariert wurde, zehn brütend heiße Tage und Nächte ohne Strom und Klimaanlage durchhalten. Schließlich erreichten wir Fremantle, unseren ersten australischen Hafen.

Trotz der Unbequemlichkeiten und meiner wachsenden Zukunftsangst genoss ich jede Minute der Reise. Das war endlich das große Abenteuer, von dem ich geträumt hatte. Das war Leben!

Melbourne, friedlich und provinziell, erstreckte sich in endlosen Bändern von kleinen Bungalows an der Bucht entlang und weit in die Hügel hinein. Ich bewunderte die exotische Vegetation und die bunten Vögel. Weniger begeistert war ich von den handgroßen Spinnen mit den behaarten Beinen – sie waren harmlos, wie man mir sagte –